Biogr.
1193
it

Religiosität, Über Rahels [Varnh…
Leipzig 18

[B]iogr.
[…]1193 it

(Varnhagen)
Religiositaet

<36612291610019

<36612291610019

Bayer. Staatsbibliothek

8° Biogr. 1193 it
Religiosität
(Varnhagen)

Über

Rahels Religiosität.

Von einem ihrer ältern Freunde.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

1836.

BIBLIOTHECA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Als das Buch Rahel zuerst an's Licht trat, machte diese außerordentliche Erscheinung bei Allen, denen sie zukam, den wunderbarsten Eindruck. Das Erstaunen, die Bewunderung, das Entzücken, die Hingebung waren allgemein. Die Tiefe und der Reichthum der Gedanken, die Wärme und Frische des Herzens, die Ursprünglichkeit und Wahrheit des ausgesprochenen Lebens, so wie die Kraft, Laune, Grazie und Naivetät der Darstellung, wirkten auf die empfänglichen Gemüther wie ein wohlthätiges Labsal, eine freudige Erhebung. Schnell verbreitete sich der Ruf und Inhalt des Buches durch ganz Deutschland, ja weit über dessen Gränzen hinaus. Das Buch bekam eine Existenz, die bei der Herausgabe nicht beabsichtigt sein konnte.

Die Wirkung war eigentlich keine literarische. Das Buch griff unmittelbar in das Leben ein, und regte das Innerste der Gemüther auf. Die reinsten und höchsten Stimmungen wurden wach. Man fühlte sich in ungewohnter Weise angesprochen, mit Vertrauen und Liebe, mit Trost und Erleuchtung; man hörte wie im eignen Herzen eine Stimme von oben wiederklingen. Der Eindruck war ein religiöser, und nicht nur durch die Stellen, wo von Religion die Rede ist, sondern durch alle, wo mit Ernst und Innigkeit die wesentlichen Dinge, die wirklichen Angelegenheiten der Menschen besprochen sind. Das Buch wirkte wie ein Erbauungsbuch, und wurde als eines der Art benutzt und geliebt. Kranke und Leidende wollten es nicht mehr aus den Händen lassen; in mancher Seele zündete es einen neuen, vielleicht den ersten Geistesfunken an; es fand Gunst bei frommer Andacht, und erweckte diese, wo sie schlummerte. Der Geist, der in dem Ganzen athmete, sprach noch lebhafter in den Äußerungen, die einen bestimmten religiösen Gehalt ausdrückten, und theils durch liebliche Wärme das Herz erhoben, theils durch

eigenthümliche Wendungen das Nachdenken beschäftigten. Schien der Inhalt auch bisweilen auffallend, gewagt, verwunderlich, man nahm keinen Anstoß daran; das Gefühl, daß wahrhaftiger, treuer Sinn und redlicher Geist hier walteten, überwog jeden Zweifel und jedes Mißtrauen, wozu der Buchstabe hier manchmal wohl die Rechtgläubigen hätte führen können. Fromme der verschiedensten Bekenntnisse und Richtungen sprachen laut ihre Freude und Theilnahme aus. Die Worte wurden häufig wiederholt, die ein angesehener Geistlicher gesagt haben soll: „Man sehe es wohl, daß Rahel, wie dem Stammgeschlechte, so auch dem Geiste nach, aus den Regionen sei, woher uns die Bibel gekommen.“ Ob es grade Schleiermacher gewesen, der dieses gesagt, wie Manche vermuthen, lassen wir dahingestellt. Schwerlich hat er in seiner letztern Zeit und über das Buch sich so geäußert. In seinen früheren Zeiten wäre ihm das Wort sehr wohl beizumessen.

Bei der darauf erfolgten größeren und öffentlichen Ausgabe des Buches „Rahel“ zeigte sich eine merkbare Verschiedenheit. Der Stoff war

ungemein vermehrt, der Umfang und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände sehr erweitert, die Lebensverhältnisse traten zahlreicher, bestimmter, die Urtheile auffallender und schneidender hervor. Manche persönliche Empfindlichkeit wurde gereizt, manche herrschende Meinung verletzt. Der Herausgeber hatte die frühere Schonung und Rücksicht außer Acht gesetzt, besonders die literarischen Äußerungen freimüthiger mitgetheilt, und sogar merken lassen, daß der Folgezeit vieles noch Schärfere vorbehalten sei. Wenn dieß nicht überhaupt ein Mißgriff war, so war es doch gewiß ein Nachtheil. Ängstliche Gemüther wurden irre, oder doch besorgt, manches unlautere Gewissen regte sich. Der ganze Eindruck des Buches wurde nun mehr literarisch; man gab sich seinem Gehalte weniger hin, man suchte ihm zu widerstehen; man hing sich an Kleinigkeiten der Form, und es erhoben sich Mißlaute und Gegenstimmen. Dieß war im Allgemeinen wohl richtig und natürlich. Welche Geistesrichtung in der Welt wäre dem nicht unterworfen? welche persönliche Bedeutung wäre nicht angefochten, geläugnet worden, welche noch so große Geistesmacht und Liebens

würdigkeit hätte man nicht auch zu verneinen gesucht? Aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, manchen Tadel hätte der Herausgeber durch größere Klugheit in Auswahl des Mitzutheilenden entfernt halten können. Daß er Gründe gehabt, solche Klugheit zu verschmähen, dürfen wir freilich voraussetzen.

Doch die Wirkung des Buches wurde im Ganzen durch den verlautenden Widerspruch weder geschwächt, noch wesentlich verändert; sie erschien jetzt nur ausgedehnter, bewegter, kampfreicher auf dem offenen Schauplatz, ohne daß der stille Strom segenvoller Gemüthseindrücke zu fließen aufhörte; ununterbrochen ergoß sich vor wie nach diese klare Fluth heiterer Lebenswogen in bedürftige und harrende Seelen, und befruchtete nah und fern die frömmsten Empfindungen. An mehreren Orten haben sich stille, freundliche Gemeinden solcher Seelen gebildet, die in dem Andenken Rahels gleichsam neue Quellen des Trostes und der Kraft gefunden haben, zu neuem Aufschwunge beflügelt worden sind, und nicht zählbar sind die Einzelnen, die sich durch Rahels Wort und

Beispiel fortwährend als neugekräftigt und erhoben zu erkennen geben!

Bei dieser Eigenheit einer so durchgreifend religiösen Richtung, wie sie bei einem Buche neuerer Zeit, das nicht ausdrücklich als ein Erbauungsbuch sich ankündigt, wohl selten vorkommt, entsteht sehr natürlich das Verlangen, diese religiöse Richtung näher zu erkennen; deutlicher einzusehen, weß Geistes sie sei, welche Elemente in ihr sich verbinden, welche Grundlage und welches Ziel sie habe?

Göschel, wie wir irgendwo gelesen, hat in Naumburg und Berlin einem kleinen Kreise besondere Vorträge über das Buch Rahel gehalten, von deren Inhalt aber nichts näher verlautet ist. Ohne Zweifel hat er dabei, nach seiner Art, vom christlichen Standpunkt aus, die scheinbaren Abweichungen zu ermitteln, das ungenannt Christliche unter christliche Benennung zu bringen gesucht, wie bei Goethe und Hegel. Am meisten fähig, den religiösen Charakter Rahels aufzufassen und zu bestimmen, wäre wohl Carové, der alle Kenntniß und Umsicht vereinigt, deren es zur gerechten Würdigung eigenthümlicher oder

neugestalteter Religiosität bedarf, und die nur durch vielseitigen geistigen Verkehr mit den verschiedensten Religionserscheinungen erworben werden. Bis nun aber eine geschicktere Hand eine solche Arbeit liefert, möge die Vorübung eines Laien erlaubt sein, durch welche der Gegenstand zwar nicht erschöpft werden, jedoch in seinem Zusammenhange und in seiner Bedeutung erscheinen kann.

Die Zeit, in welche die Jugend und Bildung Rahels fällt, ist die Zeit Lessings, Mendelssohns und Kants. Wer die Denkweise dieser Häupter und ihrer Geistesgenossen kennt, der weiß, daß von dem geoffenbarten Christenthum damals wenig die Rede war; die Prediger selbst ließen die Religion schwinden, und retteten nur die christliche Moral, Wunder und Dogmen dem aufklärenden Verstand überlassend, der schnell damit fertig wurde. In dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts war der sogenannte Vernunftglaube unbedingt vorherrschend, und selbst denen, die ihn an der wissenschaftlichen Quelle nicht schöpfen konnten, fiel er als Bodensatz der allgemeinen Lebensbewegung zu; im un-

tersten Volk wie unter den Gebildeten wurde Religion nur im allgemeinsten und weitesten Sinne noch geehrt, auf die bestimmten Gestaltungen aber wenig Werth gelegt.

Wie kein Mensch seinem Zeitalter ganz entgeht, so entging auch Rahel dem ihren nicht. Doch war sie insofern durch ihre persönliche Stellung begünstigt, als ihr bei der Entfernung religiöser Beispiele und Lehren, die ein Herz wie das ihre frühzeitig beglückt haben müßten, wenigstens das gemeine Verstandeswesen, die einseitige, aufklärerische Beschränktheit, nicht aufgedrungen, daß ihr die Stätte der Religion unentweiht und frei gelassen, und nicht mit Falschem und Verkehrtem erfüllt wurde. „Mir wurde nichts gelehrt — schreibt sie an Fouqué, (1811) — ich bin in einem Walde von Menschen erwachsen, und da nahm sich der Himmel meiner an: viel Schmutz und Unwahrheit ist nicht an mich gekommen. So kann ich aber auch nichts lernen. Auch keine Religion, und erwarte auch die von oben. Nämlich den Namen zu meiner, oder eine neu offenbarte.“ Sie sagt ebenda: „An Indifferentismus habe ich nie ge-

litten. War mir etwas indifferent, so wußte ich nichts davon, und es berührte mich nicht. War mir etwas wichtig und wurmte mir, so verhehlte ich's wohl, aber ich verleugnete es nicht." Sie bekennt, im Gegentheil, daß Offenbarung ihr als das größte Geschenk des Himmels erscheine; sie sagt: „Gott segne Ihnen in aller Ewigkeit Ihr Glück, die Offenbarung gefunden zu haben. Diese Gnade ist dem Geschenk des Daseins zu vergleichen, und ist wie dieß, so positiv und wirklich, daß kein Wort mehr dazu paßt. Dieß Glück muß Jeder, der einen Begriff davon haben, ein Bedürfniß dazu fühlen kann, in tiefst-unterworfener Demuth abwarten; und mit gedoppelter Kraft das Große auch im Dunkeln ehren. Auch eine göttliche Aufgabe für seine Menschen!" Allerdings ist dieses Abwarten die reinste Frömmigkeit, und im Warten nicht verzagen, der höchste Muth.

Es zeugt von der innersten Redlichkeit, von der unmittelbar auf das Wahrste und Tiefste angewiesenen Seele, daß Rahel in demselben Briefe fragt: „Ob ein Mensch dem andern — ohne Offenbarung — ein Religionsgefühl, Mei-

nung und Ansicht beibringen könne? ob das nicht der letzte intime Act zwischen der Creatur und Gott sei?" Sie ist davon durchdrungen, „daß man das Große, Göttliche, Unendliche, selbst finden müsse, daß es frevel-sündhaft sei, den Menschen nicht alle Fragen, nicht solche Entdeckungen selbst machen zu lassen." Wenn es in diesem Gebiete dennoch Lehrbares giebt, wessen Schuld war es, daß dieses nicht an sie gelangt ist? Williger zum Aufnehmen war gewiß nie ein Gemüth; gab es keinen rechten Lehrer, oder fanden sie nur nicht zu ihr den Weg? Wie recht mag sie oft gehabt haben, dasjenige, was man ihr als Religion anbot, wofür man ihren Glauben in Anspruch nahm, nicht annehmen zu wollen! Da war ihr geduldiges Warten eine tapfrere Frömmigkeit, als die von matten Seelen scheinbar ausgeübte, die auf dem gefährlichen Posten gleich dem ersten Anrufe fällt, und sich, um nur unterzukommen, dem ersten besten Menschenwerke gefangen giebt! Letztere Beispiele sieht man alle Tage, wo die armen Menschen, um nur dem Kampfe nicht bloßzustehen, sich eiligst dem nächsten Gebild in muthloser Beeiferung an-

schließen, hier katholisch, dort lutherisch, auch wohl wechselnd, und dann nur froh sind, irgendwo hinzugehören, nur nicht in Kampf und Prüfung, wo doch, so lange sie Gott nicht abruft, ihre wahre Stelle wäre! Nicht so Rahel. Lieber blieb sie allen Zweifeln ausgesetzt und allen Kämpfen, als daß sie die Religion je zum Nothbehelf ergriffen hätte. Der Himmel war gnädig gegen sie, und sandte ihr Trost die Fülle, reiche, beruhigende, beseligende Gedanken ihr lebenlang; gab es noch höhern, noch vollständigern Trost, den ihr der Himmel vorenthielt, so unterwarf sie sich auch dieser Fügung ohne Murren, gefaßt auf das Beste, bemüht, dessen würdig zu sein, und das Weitere Gott überlassend aber nicht durch willkürliche Anbildung ihm vorgreifend. „Das Abspeisen — sagt sie in einem Briefe an Marwitz (1812) — neumodischer Art, mit dem Glaubenswesen, ist meiner tiefsten Seele zuwider. Einzeln steht dieser Behelf: auf keinem Grund und Boden erwachsen; nicht auf Güte, nicht auf keuschem Auffassen der Geschichte, nicht auf Enthusiasmus des göttlichsten Exempels, nicht auf kinderhaftem Glauben an das, was Eltern und

Lehrer meinen und lehren; auf schlechte Weise, wie Theater und Galerien besucht werden, hausen sie und disputiren, und verschanzen sie sich gegen les ennuis (den „großen Verdruß") in's neu erfundene Glaubenswesen hinein und herum! — Sie lieb' ich doppelt wegen Ihrem Brief, und Ihren Gebeten darin. Es giebt nichts anders! Wer nicht in der Welt wie in einem Tempel umhergeht, der wird in ihr keinen finden."

Wie mancher Geistreiche und Hochbegabte, mit welchem sich Rahel gern, wie sie dazu immer nicht nur bereit, sondern eifrig war, von den höchsten Dingen unterhielt und den sie vertrauend sogar in seinem Beruf um Belehrung und Erleuchtung ansprechen zu können meinte, bekannte sich ihr gegenüber nicht reicher, als sie selbst war, bekannte sich des Besitzes hablos, den er mittheilen sollte, und gab wohl gar mit Lächeln die Tröstung ab, wer so denke und empfinde, der brauche nichts weiter! Richtig vielleicht und wahr! Allein warum dann den Schein behalten, und sich darein kleiden, als hätte man doch noch Anderes? Rührend ist es, wenn Rahel in jener eben bemerkten Zeit noch sagt, sie stehe

darnach, die Bibel zu lesen, könne aber keine kriegen! Freilich gab es auch damals in Berlin Bibeln genug, auch war nachher wohl eine zur Hand; aber dennoch ist es auffallend, daß in ganzen Lebenskreisen damals dieses Buch fehlen konnte, dem man im Jahre 1835 gewiß in keinem Hause von Berlin vergeblich nachfragen würde! —

Aus dem Bisherigen ist schon einleuchtend, daß Rahel auf einem andern Boden stand, als dem des bloßen Vernunftglaubens. Sie glaubte an Offenbarung; sie fühlte das Bedürfniß, sie erkannte den Werth derselben. Was aber sollte sie, neben dem in ihr selbst sich Erschließenden, von außen als solche aufnehmen? Das zum bloßen Schattenwesen verflüchtigte Christenthum der Aufklärer, welches in ihrer Jugendzeit allgemein herrschte? Das geistreicher aufgeputzte, aber dem Wesen nach kaum davon verschiedene der spätern Denkkünstler, welche sich von den Gebildeten die Erlaubniß ausbaten, in den herkömmlichen Ausdrucksweisen fortzureden? Das hinterhaltige, unaufrichtige der Neukatholiken, oder das starre, buchstabengläubige der protestantischen

Frömmler, welche beiden Richtungen in den letztern Zeiten sich besonders geltend machten? Alle diese Gestalten mußten Rahel zurückstoßen, statt sie anzuziehen. Ihr reines, eifriges Herz, ihr untrüglicher Wahrheitssinn, konnte mit solchen Erscheinungen nicht zusammengehen.

Die Verkündiger und Ausleger des Christenthums weckten ihr öfters, anstatt beistimmender Gedanken, sogar gegnerische, und diese sind als Zeugnisse der unbefangensten Aufrichtigkeit nur um so schätzbarer, als sie eigentlich aus wahrhaft christlichem Standpunkte nur die Entstellungen des Christenthums angehen und bestreiten, und nur den Werth der sonstigen und weit überwiegenden, auch im Ausdrucke christlicher Äußerungen erhöhen. „Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin,“ ein solch schönes Wort allein ist ein ganzes Glaubensbekenntniß werth. Und wie heilig erscheint Jesus ihr! Wie hält sie ihn als hohes Beispiel der Demuth, der Menschenliebe, selbst in gewöhnlichen Lebensvorgängen sich zum Muster vor! Wie empört sie sich gegen das „verstockte Lumpenvolk, das sich untersteht, Christus Namen zu

lästern, indem es ihn ausspricht!" Und wie ganz ergriffen im Geiste, wie ganz hingegebenen Herzens, empfing sie jeden Funken des Göttlichen, den eignes Forschen, die Eindrücke der Natur, und die Ergebnisse des Lebens, oder ein begabter und hiezu auserwählter Menschengeist ihr zuführten! So wirkte auf sie Fichte's Wort, weniger durch seinen Gedankeninhalt, als durch die treue, religiöse Stärke seiner tiefen Gesinnung. So faßte sie von Novalis, Schleiermacher, Friedrich Schlegel, mit heißer Neigung Alles auf, was in diesen dem reinen Quell religiösen Denkens — der dieß nicht immer war — zu entströmen schien. So spricht sie mit Entzücken von Lavater. „Den lieb' ich — sagt sie (1818) — von ganzer Seele. Er ist brav; geistreich; voller Einfälle; gütig-ungeduldig; nämlich, übt die höchste Geduld mit Menschen aller Art, von allseitiger und tiefer gütiger Einsicht. Nach der Bibel religiös: mit so vieler wahren erhabenen Religion, daß ich ihn liebe, wenn er unzubehauptende Dinge behauptet. Ein englischer Mensch! Lesen Sie, wenn Sie es nur irgend bekommen können, gleich: „Aussichten in die Ewigkeit, von Lavater." Wun-

vergöttlich. Dieß Buch allein hat mich diesen Winter über erhalten. Sonst hätte ich mich für gesunken halten müssen. Noch scheint mir dieß Buch wie warme lichte Sonne in meine Zeit. Lassen Sie sich nicht abschrecken von mancher präcautionirenden Weitläufigkeit in dem Buche, der arme Lavater mußte sich der damaligen Geistesepoche beugen; es war die der — vielleicht präsumtuosen — Aufklärung, er thut es mit Grazie, und Geduld, und Ungeduld: wir lernen jene Zeit und ihre Schwierigkeiten daraus kennen, und unsere tüchtiger auch schon als eine ehemalige beurtheilen, und sehen flache Stüfchen mit großer Anmaßung betreten." So folgte, mit größerer Innigkeit und höherem Vertrauen, ihre Seele den milden Aufflügen Saint-Martins und Taulers, den mächtigen Schwingungen des feurigen Angelus Silesius. (Daß dieser herrliche Geist literarisch wiedererstanden ist, und uns wieder angehört, ist nur Folge des beseelten Antheils, den Rahel ihm seit der ersten Stunde unermüdlich gewidmet hat.) Mit welcher Liebeswärme nahm sie alles Biblische auf, wenn dieß ohne mißverständliche Beigabe lauter und hell an sie gelangte.

Allein Rahels Religiosität konnte auf keines fremden, wenn auch noch so hohen Geistes, ja selbst nicht auf ihres eigenen Geistes Macht beruhen; ihre Frömmigkeit nährte sich durch jedes Geistige, woher es auch kommen mochte, aber ihren Ursprung nahm sie aus anderer Quelle. Aus ihrem Herzen strömte, lauter und stark, die religiöse Energie, von der sie durchdrungen war, und neben der ihre Geistesgaben wie untergeordnet und unnütz wurden; aus dem tiefsten Gefühl erhob sich ihre unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, jedem Irrwege des Denkens entrückt! Die reinste Demuth und Ergebung, das kindlichste, unerschütterlichste Vertrauen wurzelten hier, von hier erzeugte sich unaufhörlich jede That und Wirksamkeit der Liebe!

In dieser Unmittelbarkeit eines innern Gottesbundes, eines im Gefühl und Vertrauen dieses Zusammenhanges, dieses Schutzes hingeführten Lebens, in dieser feurigen Inbrunst, die immer und jeden Augenblick, bei den kleinsten wie größten Dingen, in Schmerz und Freude, in den Geschäften des Tages und in den Launen der Unterhaltung, den Bezug auf Gott gegen-

wärtig behielt, anrufen und um sich her beleben konnte, in dieser steten Gegenwart und Wirkung des Höchsten, welche ihrer innersten Natur entsprachen, hatte Rahel in der That etwas Ungewöhnliches, unsern neueren Zuständen Fremdartiges, das man wohl als biblisch bezeichnen darf.

Der Geist und Charakter der biblischen Erzväter, welche die ersten Offenbarungen derjenigen Religion empfingen, worin die späteren Offenbarungen des Christenthums sich entfalteten, sind von diesem in ihrer Kraft und Heiligung aufgenommen und bestätigt; auf ihren frühesten Bund und Glauben ist noch fortwährend unsre ganze Religionsentwickelung gegründet. Der unvermittelte Gottesglaube und Gottesverkehr im alten Testamente hat etwas Auserwähltes, Persönliches, welches allerdings in dem Christenthume sich mehr zu allgemeinem Menschlichen erhebt! Aber mit diesem steht jenes nicht im Widerspruch, sondern enthält vielmehr alle späteren Entwickelungen schon im Keime, fähig und bestimmt, sie hervorzubringen und fortzupflanzen. Es ließe sich sehr wohl denken, und die Kirchengeschichte dürfte genug

Belege dafür liefern, daß die reinste christliche Sinnesart sich aus den Entstellungen, welche die Christuslehre in ihrer menschlichen Ausbildung so oft und schrecklich erleiden mußte, zu den Urzuständen flüchtete, wo die Lehre und Kraft noch im unschuldigen Keime sicher und heilig bewahrt liegen. Daß auch dieser Rückweg eine Verirrung werden könne, stellen wir nicht in Abrede. Ihn zu wählen wäre bedenklich; aber durch natürliche Begabung und Fügung auf ihm vorschreitend sich zu befinden, darf als eine eigenthümliche Erscheinung gelten, die ungewöhnlicher Kraft und Wärme fähig ist.

Auf diese Entwickelungsstufe, dünkt uns, war Rahel gestellt. In ihr giebt sich der Geist und Charakter altbiblischer Offenbarung zu erkennen, indem sie zugleich mit allem Wesentlichen des Christenthums erfüllt ist. Beides verbunden, in höchster Eintracht und kräftigster Wirkung, ist der Inbegriff und Kern ihrer Frömmigkeit. Es ist dieß kein bloßer Deismus, wie ihn die Vernunft lehrt; es wirkt die lebendige Kraft, das beseelende Feuer der Offenbarung darin. Es ist auch nicht die bestimmte

Gestalt heutigen kirchlichen Christenthums, wo die gereiften Früchte mit den tauben wirr durcheinander liegen, und sich oft gar nicht mehr unterscheiden lassen; denn die Vernunft tritt an die Stelle eines starren Lehrbegriffs, und läßt nichts gelten, was ihrem Ansehen und Ausspruch widerstreitet. Hat doch das Christenthum selbst dafür gesorgt, das Nichtvorhandensein des Buchstabens, der äußern Form, sich nicht zum Merkmal setzen zu lassen, woraus man schließen dürfte, daß es selber nicht zugegen sei, sondern es verweiset auf den Geist und die Früchte!

Solche Stellung, hoch entrückt dem Getümmel der Zeitmeinungen, die sich öffentlich um eine vergängliche Herrschaft streiten, neutral gegen die Kämpfenden, liebreich für manches Geschmähte, unzugänglich für das stolz sich Aufdringende, einem Höchsten, Festen, Reinen unerschütterlich zugewandt, — solche Stellung scheint in unserer Zeit der nothwendige Anhalt, das tiefe Bedürfniß vieler Gemüther zu sein, welche die Religion aufrichtig suchen, und jedes Gefundene treu und wahrhaft hegen, ohne sich einem äußerlich dastehenden Glaubensbekenntniß einverleiben, das-

selbe im ganzen Umfange zu dem ihrigen machen zu können, und deren ehrlichem Sinne es unmöglich wird, in dem Schein einer Zustimmung zu leben, die innerlich nicht vollständig wäre. Die Gemüther, welche zu dieser Stellung hingewiesen sind, haben eine schwere Aufgabe, und große Entbehrungen zu tragen. Sie entbehren der innigen Gemeinschaft, woraus die Religion eine so tröstliche Stärke schöpft, die ihrem Bedürfniß entsprechende Nahrung des Herzens und des Geistes dringt spärlich in die vereinsamte Abgeschiedenheit. Findet sich irgend eine Zustimmung, so ist sie doch meist nur kühl, zaghaft, schwach, weil in dieser Gemüthsrichtung die Gluth eines lebendigen Glaubens wohl gefordert, aber selten gefunden wird, indem von hier aus alle Wege fast nur niederwärts führen, zu dürftigen Verstandesberuhigungen, und nur selten ein Pfad aufwärts in das höchste Gebiet wahrer Religion leitet.

Für diese weitverbreitete, harrende, unbefriedigte, und doch je ehrlicher empfangene desto weniger willkürlich zu vertauschende Gemüthsverfassung mußte Rahel ein höchst willkom-

menes, ein belebendes Phänomen sein, denn in ihr fand sich die ganze Richtung, der ganze Gehalt jener in edler Stille gepflegten, an öde Gränzen gedrängten und in aller Vielheit doch nur vereinsamten Religiosität ausgesprochen mit aller Gluth und Kraft lebendigen Glaubens, persönlich empfundener Offenbarung, mit aller Macht des flammenden Beispiels einer das ganze Leben durchströmenden, jeden Stoff ergreifenden, in jedem Begegnisse sich verherrlichenden Gottinnigkeit.

Aus dem Zusammentreffen jenes verbreiteten Sinnes und Bedürfnisses mit dieser seltenen, ja einzigen Darbietung — beide ächt, wahrhaft, geistig hoch und schön — erklärt sich, unserer Ansicht nach, der große religiöse Eindruck, den das Buch Rahel auf so viele edle Gemüther machte, die entzückte Befriedigung, mit der so Viele sich zu diesem neuen Worte bekennen wollten! —

Die religiösen Vorstellungen Rahels tragen dieß höchste Zeichen seltener Begabung an sich, daß in ihnen die größten philosophischen Gedanken sich mit der lieblichsten Kindereinfalt vereini-

gen. Die besondere Eigenschaft und Kraft, die in jedem dieser Endpunkte geistiger Auffassung liegt, wird hier, auf dieser Gemüths- und Geistesstätte, wie in einer gemeinsamen Mitte zusammengezogen, und bricht mit einer neuen Energie, die aus der Vereinigung entspringt, in herrlichen Blitzen und lieblichem Schimmern hervor. Daß es dasselbe Herz ist, welches so leidet, so gerührt ist, derselbe Geist, der so kühn denkt und aufstrebt, derselbe Sinn, der so lebhaft und vielseitig für diese Welt erschlossen, sie so innig zu verstehen und zu genießen fähig ist, daß es diese selben Gaben und Anlagen sind, die sich mit reinstem Vertrauen und völliger Ergebung dem Höchsten zuwenden, dieß in Allem suchen und ehren, sich ihm ganz unterwerfen, mit freiester Selbstständigkeit und kindlichster Hingebung — darin liegt der stärkste Reiz und die höchste Kraft dieser ganzen Erscheinung.

Die philosophische Tiefe zu ermessen, bedarf es aber selbst wieder eines gedankenkundigen Geistes; nur ein solcher wird die Urquelle würdigen, aus welcher Betrachtungen fließen, wie die nachfolgende, von Rahel einem flüchtigen

Blatt (1812) anvertraute: „Ich glaube, ich werde wohl eingewilligt haben, diesen Jammerweg des Lebens zu gehen, und als Mensch menschliche Geschicke zu erfahren; oder es mag ein Höherer, mit tieferer Einsicht, weil er es für mich als gut erkannte, diese Einwilligung für mich gegeben haben; genug, die Einwilligung denke ich mir immer, und dieser Gedanke nur kann mich trösten für allen erlittenen, sonst unvergeltbaren Schmerz. Vielleicht war es nur so möglich, die Persönlichkeit zu gewinnen, und den Keim künftiger Erhebungen in gedeihlicheren Existenzen; wenn es auch nur das wäre, was die unselige Menschheit bedeuten soll, daß der bewußtlose im Ganzen der Gottheit aufgelöst gewesene Lichtpunkt als Menschenseele in das selbstständige Dasein eines eigenen Ganzen göttlich hinüberginge! O gewiß ist es auf diese Weise; höher konnten meine Gedanken nicht klimmen am Rande aller Wissenschaft, und keine Weisheit wurde mir bekannt, die höher gedrungen sei.“ — Denselben Gedanken drückte sie später (1821) mit schärferer Abgränzung und neuer Wendung aus: „Einwilligen! das sublimste Wort! die größte

Bewilligung für Menschen. Durch Einsicht mitwollen zu können, begreift die Persönlichkeit in sich, die größte Gnadenverleihung." Aussprüche, wie dieser (1825): „Wo wir herstammen, und wo wir hinströmen, das sind so gut Glieder von uns, als die, welche wir im zeitigen Gebrauch haben;" stellen sich als Aufgaben, denen das fortgesetzte Nachdenken immer neues, immer ausgebreiteteres Licht entlockt. Nicht minder tief, aber durch Wort und Begriff unmittelbar jedes Verständniß ansprechend, zeigt sich die fast gleichzeitige Äußerung über das in der Natur selbst geoffenbarte Unterpfand eines höhern Daseins und göttlichen Zusammenhanges: „Der mir durch den dunkeln Mutterleib geholfen, wird mir auch durch die dunkle Erde helfen!" —

Zur Kindereinfalt aber senkt sich derselbe Gedankenflug lieblich nieder, wenn Rahel an einem Frühlingsmorgen (1825), bei jungem Grün und milden Lüften, nach Gesprächen über das Wunder des Lebens, und über noch versagte Erinnerung in die vor dem Anfange dieses Erdenlebens zurückliegende Vergangenheit, mit sehnsüchtiger Trauer ausruft: „Ach, wir sind nur ein Tropfen

Bewußtsein! Ich will auch ja so gern wieder zurück ins Meer, will gar nichts besonderes sein!" Oder wenn sie (1818) mit völliger Hingebung sagt: „Oft entschlag' ich mich aller Sorge, und stelle dann Alles Gott anheim, als dem besten Freund und Vater, mit dem ich mich ganz unaussprechlich gut stehe. Ja, wir sind auf einem ganz vertrauten Fuß." „Er wird's schon wissen und machen," denk' ich, „und lehne mich ordentlich an ihn an, und schlummere so zu Füßen ein wenig, so unten an seinem Mantel!" Welches herrliche, rührende Bild sie in ihrer letzten Krankheit (1833) vollständiger also mittheilt: „In meinem siebenten Jahre träumte mir einmal, ich sähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte sich über mir ausgebreitet, und sein Mantel war der ganze Himmel; auf einer Ecke dieses Mantels durfte ich ruhen, und lag in beglücktem Frieden zum Entschlummern da. Seitdem kehrte mir dieser Traum durch mein ganzes Leben immer wieder, und in den schlimmsten Zeiten war mir dieselbe Vorstellung auch im Wachen gegenwärtig, und ein himmlischer Trost: ich durfte mich zu den Füßen Gottes auf eine Ecke seines Mantels

legen, und da jeder Sorge frei werden; er erlaubte es.“ Wie sie denn oft noch, mit dem ihr ganz eigenen rührenden Stimmenlaute bei und nach den angstvollen Leiden vertrauend wiederholte: „Ich lege mich auf Gottes Mantel, er erlaubt es. Wenn ich auch leide, ich bin doch glücklich, Gott ist ja bei mir, ich bin in seiner Hand, und er weiß Alles am besten, was mir gut ist, und warum es so sein muß!“

Die stete Gegenwart und Wirksamkeit solchen frommen Inhalts, welchen die Seele Rahels bis in die Träume hinein bildlich verarbeitete, zeigt sich mit größter Kraft noch in einem Gesicht, das so erzählt wird (1825): „Heute Nacht träumte mir, ich sei auf einem ganz gewöhnlichen Orte mit vielen nahen Bekannten zusammen; von Ludwig Robert aber nur weiß ich deutlich, daß er dabei war. Plötzlich wird ein Unwetter mit Blitz und Sturm; doch gar bald blitzt es nicht mehr; sogar erinnere ich mich nicht deutlich eines Blitzes. Aber eine Röthe entstand am Himmel, und bald umfloß die den ganzen Raum, dick war er davon erfüllt; kein Gegenstand mehr zu sehen; meine Freunde waren in diesem herr-

lichen Abendroth — mit Staub oder vielmehr Dunst untermischt — verschwunden, obgleich mir ganz nah, eine Stubenweite nur entfernt. Die Erde schwankt, das Roth immer schöner, allgemeiner. „Wo seid Ihr?“ schrei' ich; „das ist ein Untergang,“ denk' ich; „oder Tod!“ Ich will aufpassen, wie es kommt, wo meine Seele bleibt! „Robert, wo bist Du?“ schrei' ich; greife mit der Hand nach ihm: vergeblich. „Wir wollen Alle zusammen bleiben; kommt zu mir; wir wollen zusammen sterben.“ Die Erde schwankt noch mehr. „Robert, komm her! denk' an Gott. Denk' nur an Gott; ich denke an Gott.“ Und so passe ich auf meine Seele, und schreie das immer, weil ich weiß, Robert ist ganz nah. Vom Geschrei erwache ich. — Ist das nicht ein trostvoller, göttlicher Traum? Ich hatte mir gestern Abend einen bedeutungsvollen erbeten — — weil ich sehr am Rande war. Solcher Traum ist mir so lieb als Leben, und solche Gnade nach dem Gebet, daß ich mich schäme und scheue. Gott weiß es.“ —

Sehen wir auf den bestimmtern Inhalt von Rahels religiösen Vorstellungen, so finden wir

bei ihr in gedrängter Bündigkeit kurz und einfach als vollständigen und unerschütterlichen Besitz Alles zusammen, was der suchende Mensch oft weit und mühsam als Wünschenswerthes sich anzueignen strebt, und doch meist nur mangelhaft und unsicher auf seinen Lebenswegen erlangt und behauptet.

Rahel hatte sich mancherlei Gedankenreihen der Weltweisen gefallen lassen, sie konnte sich in jede leicht finden, und erfaßte schnell den Punkt, wo jede den Aufschwung zu Gott gestatten mußte. Sie konnte muthig und heiter den Ansichten Spinoza's und des Pantheismus folgen, sie erbebte vor keinem Gedanken, der sich als richtige Folgerung darstellen durfte; nichts, was aus ehrlichem Suchen hervorging, wollte sie verwerfen. Allein bei allem diesem Denken und Betrachten, Untersuchen und Forschen, fand sie in ihrem Innern jeden Augenblick unverhüllt und unerschüttert den lebendigen Glauben an einen persönlichen Gott aufrecht; an einen persönlichen — denn gerade diese Vorstellung war ihrem tiefsten Wesen wie eingeboren, ihrem Vorstellungsvermögen ganz vertraut und unentbehrlich, wenn auch ihr

Geist im Denken jeder andern Betrachtungsweise für den Augenblick furchtlos folgen konnte. Sie drückte sich hierüber in naiver Weise einst mit den muntern Worten aus: „Ich hasse jedes Bild, jedes willkürlich und kleinlich bestimmte, das wir uns von dem in kein Bild zu Fassenden machen wollen, selbst die allgemeine Vorstellung einer Persönlichkeit des Urseins ist mir beschränkt und willkürlich — aber ich kann nicht anders, ich bin doch immer wieder darauf zurückgewiesen, und ich kann es mir nicht nehmen lassen, das Weltall und die ganze geistige Schöpfung erscheinen mir doch nur als Glieder, zu denen es ein Haupt geben muß! Ohne persönlichen Gott kommt mir Alles wie verstümmelt, wie dessen beraubt vor, das dem Übrigen erst Leben, Schönheit und Bedeutung giebt.“ Hieher gehört auch folgende Stelle (1818): „Wie finden wir uns? frag' ich. Mit einem persönlichen Bewußtsein; erstlich begränzt in dieser Persönlichkeit selbst, dann in den Bewegungen unsres Geistes, so sehr dieser auch das Weitreichendste in uns ist; die Persönlichkeit ist die schärfste Bedingung und der für uns zu erreichende Grund unsres Bewußtseins.

Durch sie wird allein Sittlichkeit möglich: unser Höchstes jetzt; einzig sicheres, einzig mögliches Handeln, mögliches Schaffen. Nur in Persönlichkeit können wir Glückseligkeit und Unglückseligkeit finden. Daß uns der größte, also auch gütigste Geist diese Persönlichkeit nur unter so harten Bedingungen verleihen mochte oder konnte — hier gleichviel! — ist sein Geheimniß; die Ergebung in dieses Geheimniß, meine Religion, meine Demuth, meine Weisheit, meine Ruhe! Alle andere Voraussetzungen sind mir kindisch und willkürlich. Mein Geist kann immer höher steigen, mächtiger, schauender werden; und ist Gott mit Allem Eins, so ist's wie mit uns selbst; auch zu uns gehört unser ganzer Leib und die Intelligenzen aller unserer Organe, und es ist doch eine vornehmste da: der Kopf weiß vom Fuß; der nicht vom Kopf!" — Hiermit ist auch das Folgende zu verknüpfen (1824): „Wenn wir uns nun erst Gott nach allen unsern Kräften vorstellen, so ist es doch nur nach kleinem Muster und Conception. Drum sind alle redliche Vorstellungen gleich: und auch eine „persönliche" nicht unerläßlich; eine Person wie Gott, das

Bewußtsein des Alls, welches wir nicht sind, kann doch nicht Statt haben. Was wollen Sie also? daß die Vorstellung zu einer gegebenen Zeit passe? zu einer? zu Zeit? Uns vor unserm eigenen Unvermögen beugen, an jeder Gränze von uns Gott finden, ihm unbegriffen vertrauen; wegen der Pfänder, die wir in Recht, Vernunft und Mitgefühl in uns finden: solch Gutes! von ihm erwarten, daß wir's uns gar nicht vorstellen können, darum, weil wir uns etwas Gutes vorstellen können; und alle Tage von neuem fleißig untersuchen: — das ist Gottesfurcht und Gottesliebe; auf Wahrhaftigkeit dringen: — Religion verbreiten. Aber Bildervorstellungen dahingestellt sein lassen! Wie Einer kann; aber nicht wie er will!" —

In gleicher Weise verhielt es sich mit der Unsterblichkeit der Seele. Rahel hatte keine Angst darum. Sie pflegte in früheren Zeiten wohl zu sagen, ihr könne das gleichviel sein, ob die Seele sterbe oder nicht; wie es Gott geordnet habe, so müsse es gut sein; existire man nicht, so falle die Sorge mit dem Gegenstande weg, existire man aber, so habe man ja den

Gegenstand, und also wieder keine Sorge. Auch konnte sie mit großartiger Fassung und eindringendem Scharfsinn ruhig und klar die mancherlei Lehren aufnehmen und verfolgen, die sich ihr durch ausgezeichnete Geister in vertrauter Mittheilung hierüber darboten; die Lehren Schleiermachers, der in jener Zeit, als er die Reden über Religion schrieb, und auch noch viel später, die persönliche Fortdauer entschieden verneinte; die Lehren Friedrich Schlegels, welcher gleichzeitig mit der in der Lucinde versuchten Hochstellung des Sinnlichen, auch dem Geistigen einen neuen Weg mystischer Erhebung eröffnen wollte, und geradezu behauptete, die Unsterblichkeit sei keine Eigenschaft der Seele, sondern von überlieferter Wissenschaft und Weihe abhängig, die er seinen Freunden und Vertrauten anbieten zu können glaubte! Rahel ließ jede Reihe von Bildern, welche irgend einem Bedürfnisse der Vorstellung entsprachen, in diesem Gebiete willig gelten, und ging wohl mit in sie ein, in mythologische, in streng kirchliche, in ganz phantastische; aber stets nur als Bilder nahm sie solche auf, nie als das Wesen. Eine Bilderreihe, die

sich ihr als ausschließliche aufdringen wollte, der gewaltsame und blinde Aberglaube, so wie jede Faselei, empörten sie. Im Innern unangefochten von aller Mannigfaltigkeit und Verwirrung solcher Gebilde, nicht verführt von den lieblichsten, nicht geschreckt von den furchtbarsten, hegte sie treu und immer gegenwärtig den festen Glauben an die persönliche Fortdauer. Ihr überragte die Persönlichkeit dieses Erdenlebens auf beiden Endpunkten, nicht nur über den Tod, sondern auch, wie sich aus mehrfachen merkwürdigen Äußerungen ergiebt, rückwärts über die Geburt hinaus. Sich Bedingungen vorzustellen, unter welchen solche Zustände für uns denkbar werden, fühlt jeder Mensch einen unwiderstehlichen Drang; auf das Wiedersehen der Geliebten kann kein liebendes Gemüth je verzichten; aber wenn kein Denken hier Grund, kein Bild Bestand findet, so bleibt dem ehrlich Frommen doch zuletzt nichts übrig, als die tiefste Ergebung in das Unbekannte und Unerforschliche, in jede Bedingung, die sein kann. Dieß that Rahel aufrichtig und vollständig.

Sie sagt einmal (1818) so tief als einfach

und schön: „Unsere Unschuld besteht darin, daß wir Manches noch nicht erfahren und wissen; aber darin besteht auch die Eigenheit unseres hiesigen Zustandes, daß wir Vieles hier überhaupt nicht erfahren und wissen können; vielleicht ist das ganze Erdenleben nur eine Art Unschuld, auf die ein höherer Zustand mit weiterem Aufschlusse des Daseins folgt. Wenn dem so wäre, so könnte nichts tröstlicher und erheiternder sein, als dieser Unschuld mit Bewußtsein sich überlassen, und sie in diesem Gedanken freudig zu genießen." — Und in demselben Sinne auf Anlaß einer Betrachtung von Saint-Martin (1822): „Das denk' ich auch immer; und das ist meine einzige Art von Todesfurcht; daß Unverhältnisse sich einfinden, die schwerer zu durchbrechen sind mit dem tief-ordnenden Geist; sowohl in dem — Haupt- — Begriff der Zeit, als sonst; und allerdings kann das entstehen, wenn man nicht fleißig genug war; wie auch schon hier: man muß nachholen. Der wahre Glauben, die wahre Hoffnung, bestehen aber darin, daß es noch ganz anders kommen und sein kann, als wir es uns vorzustellen vermögen:

und dieß ist mein festlichster Gedanke. Da ist Religion. Kein Bild; die leere Tafel; wo Bilder sind, schuf Gott unsre Welt; die für uns.“ — Noch später findet sich folgende Äußerung (1826): „Es giebt nur Verwunderung, aber keine Wunder. Alles, was endlich geschieht, muß geschehen können; also hört das Wunder auf mit dem Factum selbst. — Wer sich recht besinnt, still und ehrlich in sich, muß gewahr werden: Es sei mit dem Ursprung und dem Auftrag der Seele wie es immer will, ihr sind Gränzen zugemessen, in denen sie jetzt lebt. Es fehlen ihr mittenin Stücke heraus, aus ihren Fähigkeiten, wie herausgebrochen. Beschränkte Farben, beschränkte Töne; beschränktere Antworten auf schon beschränkte Fragen, die sie sich selbst vorlegt, — und doch ein schwaches Wissen eines klareren Seins, welches uns wie gleichsam wieder aus dem Gehirn entfällt, — daher Wunder; Wunderbares; Voraussetzung aller Art; und die höchste; die eines absoluten Geistes, der Grund seines eigenen Daseins und Wirkens ist; welches wir selbst sind. — Das ist keine Kleinigkeit, die wir erfahren werden! Probe davon ist:

Bewußtsein, unabläugbares Bewußtsein haben; wie schon jetzt." Zuletzt löst aller Schrecken des Todes sich ihr in das herrlichste Lebensvertrauen auf: „Wenn wir uns in den Schmerz des trennenden Todes versenken wollen, betrachten wir lieber das ewige große Wunder des Lebens, welches beides Eins ausmacht, und uns zur tiefsten Unterwürfigkeit leitet, und auf die größte Liebe anweist."

Rahel verwarf die Bilder, welche blos dem Bedürfnisse schmeicheln wollten; sie ergab sich unbedingt in jede Ordnung, welche als von Gott gefügt denkbar sein mochte; und dennoch, so oft der eigenste Sinn frei seinem Hange gemäß, das tiefste Gemüth nach seinem eingebornen Wesen hervorbrach, in jedem reinen und großen Lebensmoment, war auch diese Überzeugung unsterblichen Daseins als unmittelbares Gefühl lebendig immer da, und hielt sich an die einfachste, kindlichste Vorstellung seligen Erwachens und Wiederfindens! —

In reicher Mannigfaltigkeit und Schönheit liegen die Zeugnisse vor uns von Rahels festem Vertrauen und rastlosem Hinwenden zu Gott.

Sie unterwirft sich dem Höchsten ganz, und erwartet in Demuth und Ergebung, was ihr von daher beschieden wird. So tröstet sie sich über das Nichtzuverstehende, vertrauend, daß ein höherer Geist es versteht und leitet zu unserm Besten. Sie schreibt an Troxler (1816): „So wie kein Dichter sich ausdenken kann, was besser, mannigfaltiger und sonderbarer wäre, als was sich wirklich in der Welt entwickelt und zuträgt; und nur der den besten Roman machen kann, welcher Kraft genug hat, das, was geschieht, zu sehen, und in seiner Seele auseinander zu halten; eben so sind unsere tief-natürlichsten Wünsche roh; und gräuelhaft entwickelte sich ihre Erfüllung für uns; nur das, was Gott wirklich zuläßt, ist in allen Beziehungen heilsam für uns, weil wir uns ihm entgegenbilden können. Mir ist dieß in Prag schmerzhaft geschehen, und klar geworden. Wem dieß glimpflich begegnet, der hat Glück. Der Ausdruck „rohe Wünsche" fiel mir sehr auf, und so etwas kann mich erstaunlich freuen; so sehr mir auch meine Ausdrücke aus dem Kopf und aus der Feder fahren, so entschieden destilliren sie sich doch durch Alles,

was ich lebe, vorlängst in meinem Kopf zurecht; durch Gut und Blut, und Arbeit, ununterbrochener Art; darum gehe ich wohl verschwenderisch damit um, und achte es nicht, wenn meine Ausdrücke nicht beachtet werden, wenn aber einer davon einmal gerade so wirken will, als ich ihn gemeint hatte, d. h. alle Gründe mit beleuchtet und bewegt, die ihn geschaffen haben, dann freut es mich als etwas Gelungenes, dem Recht geschieht, und welches nicht umsonst da ist; dieß nun ist mir in Fülle dadurch dießmal gelungen, daß Sie sich bei demselben Gedanken desselben Ausdrucks bedienten: und daher mein freudiges Bravo, und mein umständliches Beurkunden meines Anspruchs darauf. Sie sehen also, wie bereit ich bin, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn auch, zu meiner Ehre, durch mein eigenes Lob. — Ich bin doch ein Rebell! Aber auch sehr ergeben: nur will ich auch das schlecht zu fühlende schlecht nennen dürfen: aber doch dulden, weil es wohl gut sein wird." — Reiner und höher drückt sich derselbe Gedanke in folgender Stelle aus: „Was uns unsere Irrthümer bringen — was wir in

ihnen befangen wählen und thun, was sich daraus entwickelt — schickt uns Gott ohne uns; was wir mit Sinn, Verstand wählen, schaffen und behalten, schickt er uns durch uns. Beides muß der Mensch mit Sinn annehmen; davon kommt ruhigste Ergebung, und Heiterkeit im Sehen." In höchster Verklärung aber spricht diese Einsicht durch folgendes Wort sich aus: „So lange wir nicht auch das Unrecht, welches uns geschieht und uns die kühlen brennenden Thränen auspreßt, auch für Recht halten, sind wir noch in der dicksten Finsterniß, ohne Dämmerung." In gleichem Sinne ist folgende Stelle (1829): „Pauvre humanité! Niemandem wird etwas gereicht, der nicht herzhaft den bittern Kelch vor die feine Zunge nimmt; und herunter, herunter; Alles hinein! Unverhofft wird's veilchenartig, aromatisch, süß genug; und hell um uns her, und ruhig: und das nur, weil wir das Bittere abgetrunken, was wir selbst hinaufgehäuft; Ungesehenes, Unwahres, Falsches sogar; nach dem herben, muthverlangenden Abtrinken ist reiner Grund und Wahrheit da; und in uns; und diese ist Himmelselement; weil

ihr Wesen darin besteht und zu erkennen ist, daß sie zu den nächsten Gliedern passen muß; und dadurch bis zum Himmel hinauf passen kann. Alles, was wir thun können, besteht in einem richtigen Erschauen, nach innen und außen hin; daß wir uns wiederfinden im neuen bereichernden Erfassen! Der Faule muß Alles nachholen, noch Einmal beginnen, bei harter Strafe und Schmerz; bei hartem Befinden. Wir suchen Alle, und oft, faul zu sein; aber wir müssen es nicht bleiben: Clemens ruht sich wieder zu sehr beim Katholizismus aus; vorwärts, armer Clemens! je eher je lieber. So viel Klügere auch wollen das große Deficit nicht ertragen: und mit Goethe'n nicht „verzweiflen, wenn sie leben wollen.“ Beugt euch, Menschen, tief: dann könnt ihr euch erheben. Ich prahle hier nicht: ich sträube mich alle Tage unartigst im Einzelnen. Was heißt das aber? Ich sträube mich in den Momenten des Lebens, wo aus Zorn oder Einzelwunsch mein Auge, erhitzt oder verblindet, das Ganze nicht erfaßt; aber — wenn wir an's Ganze denken, das vor unsern Sinn gebracht haben, und dann uns nicht beugen, nicht rein

werden, nicht verzweiflen wollen, nicht unterwürfig sind; in der eigenen Brust, und in dem Drang nach Vernunft, Recht und Richtigkeit, keine Bürgen finden, dann müssen wir erst noch recht leiden — und werden.“ Hieher gehört auch die folgende Äußerung (1827): „Mir scheint endlich das Resultat des ganzen hiesigen Lebens für den Geist nur dieß: — ich soll lernen, eine ganz andere Voraussetzung für die Existenz überhaupt machen, als hier nur irgend eine zu ergründen ist. Und da ich sie gar nicht zu machen im Stande bin, so kann sie das Herrlichste, Göttlichste sein! Das ist mein Paradies, mein Himmel, meine Hoffnung, meine Zuversicht auf den Geist, der meinen schaffen konnte und wollte! Lauter irdische Worte indessen: bis wir das Allerklärende gefunden haben! Bis dahin wundre ich mich über meine eignen Fähigkeiten, Wünsche und Bedürfnisse: das Bedürfniß zum Glücke — ist uns doch der höchste Bürge für dessen Existenz: und so auch mit unserm Schimmerchen von Vernunft.“

Einem Freunde, welcher durch einen Todesfall schmerzlich betroffen war, schrieb Rahel

(1821): „Da ist nichts zu sagen, als Gott anzusehen, ob er uns nichts sagen wird. Der spricht aber nur ein= für allemal, wenn er uns in's Leben ruft. Und richtig citiren Sie den, der da sagt: il y a des moments, où l'on ne peut rien faire que de vivre. Leben; ist die große Uressenz, der tiefe Urstoff, woraus Alles entquillt, mit und ohne unser Zuthun." In großer Krankheit (1829) schrieb sie mit noch schwacher Hand zu dem schönen Worte von Saint=Martin: „Un des grands dangers de l'homme est de se croire abandonné, quand il souffre. N'oublions jamais qu'on veut ici notre purification, et non pas notre perte," indem sie die letzten Worte unterstrich, ein inhaltschweres „Amen!" worin aller Schmerz der Seele sich in himmlischen Trost verwandelte! Und zwei Tage später spricht sie zu einer Freundin: „Ich war vor Gericht; ich ward freigesprochen. Das große Leiden, meine inneren Zustände; mündlich! Ich grüße Sie aus bestem Herzen! Ich dachte an Sie. Aus dem Frühling ist nichts geworden: aus unserm gar nichts. Gott will es so: und somit ich auch. Ganz still und ergeben. Für Sie

mit; Menschentochter! Ich habe wahrlich gelernt ergeben sein, und alles Gewünschte Gott — mehr vertrauender, als meinen Herzensströmen — zu Füßen zu legen. Grünes sehen (!!!) — auch. Mehr hab' ich nicht; mehr kann ich nicht. Aber Athem holen, das muß ich. Der war weg." Aus demselben Jahre ist auch noch Folgendes: „Zersplittert sind wir in einer Arbeit begriffen: in eine Arbeit, in eine Zersplitterung gegangen — aus dem Paradies; zum Verständniß; — in eine Arbeit vertieft, in einen Theil unseres Vermögens: wie hier, wenn wir uns in einer Wissenschaft augenblicklich verlieren. Dessen bin ich gewiß: bis Zauberschlag — des Denkens, zum Beispiel — uns nicht rettet, hilft nichts als Ergebung, — oder Spiel, im weitesten Sinne des Wortes, — die Gewißheit aber, daß wir nur mit einem Theil des Verständnisses hier hausen, die habe ich: und dieß ist Trost und Religion. Umsonst sind wir auch so nicht abgegangen, so zersplittert. Es ist schlimm: aber hat gewiß einen guten Grund; wie all' unsere Thorheiten noch immer. — Dieser Gedanke war vorgestern Nacht der Anfang meiner vielen

mir wie zuströmenden; erleuchteten, hätte ich sie ihrer Hellheit und Umrisse wegen nennen können, — inmitten welcher mich ein Krampf und eine Unfähigkeit überfiel."

In früherer Krankheit (1825) hatte Rahel, als sie eine große Entscheidung herannahen glaubte, inmitten aller Schmerzen und angstvollen Spannungen des Körpers, ihren Seelenzustand mit glühender Innigkeit dargethan. Sie bat Gott um einen nicht allzu schweren Kampf; sie versicherte, ganz ruhig und gefaßt zu sein, wie immer. Dann sagte sie: „O, ich liebe alle Menschen; sie sind alle wie von meinem Fleisch und Blut; so zuckt es mir, wenn einem von ihnen was ist." Über ihre Schmerzen: „Ich verstehe sie nicht; aber ein Andrer. Schmerz ist Gottes Geheimniß; der versteht ihn." Ferner: „Könnte man sich nur recht zu Gott wenden, so wär' einem gleich geholfen. Mit seiner Hand hebt der einen heraus; ich habe sie schon an mir gefühlt, seine Hand. Aber so recht, wie man kann und soll, sich so ganz mit dem Auge an ihn ansaugen, das gelingt nicht immer, man will und kann nicht immer stark genug." Und

dann: „Höhere Geister sehen und hören jetzt meinen Jammer. Gott selbst hört und sieht mich, er weiß um mich, und um jeden Schmerz in mir; er ist nicht zu groß dazu.“ Später äußerte sie: „Solche Krankheit, ich fühl' es, ist jedesmal eine Gnade. Es wird einem ein Ruck gegeben, ich fühl' es, zum Bessern, zur Entwickelung. Man muß dafür danken, und gute Gelübde thun.“

Von ihrer letzten Krankheit aber möge man die umständlichen Nachrichten lesen, die uns darüber aufbewahrt sind. Hier ist kein philosophisches Grübeln, kein geistreiches Spiel der Gedanken, keine Beschäftigung mit Ansichten, Meinungen, Formeln: hier ist der Kampf selber um Leben und Tod, die große Schlacht, in der es die menschliche Seele gilt, hier ist Werk und That, die ganze Fülle und Macht der Religion in Ausübung!

In einem so regen, feurigen Verhältnisse der Seele zur Gottheit mußte als höchster Ausdruck desselben auch das Gebet sich in eigenthümlicher Kraft und Lebendigkeit darstellen. Merkwürdig ist hier zuerst die große Erörterung dieses Gegenstandes in einem Briefe an den

Grafen Custine (1817), wo es unter Anderm heißt: „Ich muß sagen, daß ich's nicht verstehe, wie man sich mit Bedacht zu irgend einem Seelenzustande, mit Geflissenheit oder Willkür, stimme! Nur zu einem Guten in der Welt muß man sich zwingen, und nur das eine bleibt, meines Bedünkens, auch erzwungen noch Gutes. Zum Rechtthun nämlich. Alles Andere läßt sich bei mir wenigstens gar nicht erzwingen. Am allerwenigsten das Gebet; das Gebet durch Gebet. Dieses Ausströmen der Seele! Wo sie losgelassen sein muß von allen Gedanken und Banden des hiesigen Daseins, welche ihr nur Angst oder Entzücken, Berührung Gottes durch allen Weltdrang durch, abstreifen können! — Wenn wir denken, können wir nicht beten, und unterhalten wir uns dann weniger mit dem höchsten, Alles verstehenden Geist? Ist Gott fragen, oder zu ihm beten, nicht Eins? Wenn auch das Eine mehr ein Genießen, ein Seligsein? Kann ich mir kindisch den höchsten Geist denken, wie ich selbst nicht mehr bin? daß er gelobt, gepriesen, gehallelujaht sein will? Verstehen, begreifen muß ich ihn; immer mehr von ihm, durch ihn wissen;

empfinden muß ich ihn; mit ihm sein können; so viel als möglich; immer mehr! Wenn meine Thätigkeitskräfte sinken, die Verständnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerste von uns, das Herz, erleuchten, ihm antworten, es beruhigen kann: wenn wir erliegen in Entzücken oder Angst, dann strömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Dasein hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft, eben weil die andern Kräfte schweigen, aufzufahren, ohne hiesige Bedingung. — Ein Gedanke an Gott ist beten. Heilige, fromme, ernste, rechtliche Vorsätze sind beten. Gründlich, recht, angestrengt, ohne Eitelkeit tief nachdenken, ergründen, ist beten. Wenn sonst hier nichts, und nichts Besseres zu thun wäre, als Beten, Lavaters Beten; wie müßt' ich mir den höchsten Geist denken? Ich soll beten, bis er mich erhellt, wieder zu sich, oder überhaupt mich ihm näher bringt. Warum läßt er sich so sehr bitten? Oder ist's eine selbstthätige Arbeit, ein Weiterschreiten, das Beten, so ist's das Denken auch: und dem lieben Gott gewiß lieb! Es ist überhaupt kindisch — meinen besten Menschen kann ich diesen

Gedanken nicht als ein Geheimniß hehlen! — vom lieben Gott zu sprechen, und den anders als in der Person der Vernunft und Güte in unsere Angelegenheiten einzuführen. Wir sind gezwungen, einen höhern, einen höchsten Vernunftgeist, der sich und Alles versteht, anzunehmen; das angst- und entzückenfähige, helle, fürs Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an dessen Hand es sich schmiegt. Eben weil wir ihn nicht begreifen und verstehen, und er in Allem, was begriffen werden kann, nicht zu fassen über uns steht: und ewig legen wir seinem Urtheil, seinen Absichten unsern Maßstab an; den höchsten, den er uns gab, das ist Vernunft und liebliche Güte; ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Persönlichkeit in ihrer Persönlichkeit; durch Vernunft und Mitgefühl wissen wir von einander, und verkehren wir mit einander. Dieß hat uns Gott verliehen. An den beiden Enden, Entzücken und Verzweiflung: an beiden Enden einen gedankenlosen élan; Gebet! Den können wir aber nicht machen: sonst ist's ein Bitten um dieß und jenes, welches ich kindisch den ganzen Tag executire; aber schon

weiß, was ich davon halte. Innere Erleuchtungen, Wunder, Alles ist möglich; mir sind sie nicht fremd, ich erwarte sie immer, und glaube sie ehrlichen Menschen." — Ja, die Erhörungen, die Zeichen und Wunder, die fortdauernde Offenbarung lagen dieser Seele wieder ganz im Gebiete des täglichen Lebens, und die Natur selbst mit ihren Gesetzen, die des Geistes mitbegriffen, war ihr nur groß und erhaben und tröstlich und süß, insofern das Unendliche sie daraus ansprach!

Wie die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele für Rahels Denken nicht ängstliche Erfordernisse waren, aber indem ihr Geist sich frei emporschwang, dennoch ihr Gemüth von jenen Vorstellungen durchdrungen war, in ihnen lebte, sie mit keiner andern vertauschen konnte: so war auch das Gebet, neben jener dargelegten hohen und freien Ansicht, die dessen Ausübung, wo nicht entbehrlich zu machen, doch sehr zu beschränken scheint, in der Wirklichkeit für Rahel die dringendste, nothwendigste, immer und immer sich darbietende, sicherste und innigste Zuflucht ihres Herzens. Alle ihre

Gedanken nahmen diese Wendung, ihre Gefühle, ihre Wünsche, von jedem Gegenstande her, von jeder Stimmung aus. Sie sprach mit höchster Inbrunst und ganz persönlich zu Gott, trug ihm jedes Anliegen vor, mit rührender Kraft, auf den Knieen, in Thränen, in starkem und heiterem Vertrauen! Gott war in Allem ihr Zeuge, ihr Anhalt, ihr Rather und Helfer, zu ihm schrie sie wie ein Kind zu seinem Vater, den es nie fern glaubt. In dieser treuen und süßen Gewöhnung konnte sie sogar zu froher Laune übergehen, und wenn sie einst (1821) bei einem Streit über eine ganz unbedeutende Sache, wo aber die auffallendste Verkehrtheit sich geltend machen wollte, leidenschaftlich ausrief: „Gott! hast du denn keinen Donner mehr? und wenn es auch nur um einer Kleinigkeit willen ist, schick' einen, zum Zeichen!" so bestand neben dem Komischen solch liebenswürdigen Ausbruchs die fromme Ehrlichkeit der Berufung doch in ganzer Kraft!

Wie diese stete Hinwendung zu Gott nun auch sich als Liebe zu seinen Geschöpfen, zu den Nächsten darthat, als allgemeine Menschenliebe und Wohlthätigkeit hervorbrach, davon zeugen

auf allen Seiten des Buches Rahel die vielfachsten, die rührendsten Aussprüche und Erzählungen. Wen bewegt es nicht, wenn Rahel, krank, in der Fremde, bedrängt, angstvoll, und dabei hart und schroff von den Nächsten behandelt, auf einen endlich guten Brief den Geschwistern antwortet (1813): „O! äußert euch gut gegen mich! Ich bin einmal leidenschaftlich, und nicht nur, wie ich sehe, in der Liebe, wie man's nennt: in allen Affectionen; ja, ich bestehe, und glaube, der Mensch besteht nur aus Affecten: und dreist kann ich euch Allen die Frage machen: kennt ihr mich nur für mich bewegt, besorgt und thätig? Wem von euch sein Interesse geht mir nicht durch und durch ins Herz? Hans! zittre und weine ich nicht so heftig, als für mich, wenn du mir einen Unfall von dir mittheilst? Beweintet ihr heftiger Paulinchen als ich? Knie' und bet' und schrei' ich nicht zu Gott, wenn ihr krank seid, als wenn ich's selbst bin? Pflegt' ich euch nicht Alle seit meinem neunten Jahr! Robert zu einem Jahr! Theil' ich euch nicht Alles mit? Ruhe ich eher, ehe ihr Intellectuelles, Angenehmes, Geselliges, Alles habt, was ich nur

erreichen konnte, hab' ich je ich, nicht immer wir gesagt, und Gott weiß, wie ewig gedacht! Ich bin kein stockiger Selbstler: ein freudiger, empfindlicher Lebensverbreiter! Und viele Fehler müßt ihr, könnt ihr solchem Freund zu Gute halten! Also freute mich euer letzter Brief ungemein! heilte gleich das Herz mir, für Vergangenheit, Gegenwart und für noch furchtbare Zukunft. Weil er freundlich und gütig war!" — Und während es ihr so schlimm erging, Verwandte und alte Freunde, auf die sie gerechnet hatte, ihr fremd und untreu wurden, Furcht und Sorge und Krankheit auf sie einstürmten, wie vergaß sie ihrer selbst, um in dieser Lage noch fremder Noth beizustehen, der größern, der dringendern! In kurzen wahrhaften Zügen drückt sich dieß durch folgende an eine Freundin gerichtete Worte aus: „Tausend und tausend Menschen konnte ich hier helfen, beistehen, stützen, unterstützen, trösten. Unser ganzes Land sah ich hier. Es schwoll mein Herz. — So kam die Culmer Schlacht; unsere vom Platzregen begossenen Straßen waren mit unbehausten Verwundeten bedeckt. Meine Landsleute! Ich stürzte

auf meine Kniee und schrie zu Gott. Er gab mir einen Brief nach Wien ein, und Geld, unzählige Kleidungsstücke und Wäsche erhielt ich. Frauen standen mir hier bei: und ich ließ kochen; und half. So lange bis ich unpaß wurde, dieß aber der Verwundeten, Darbenden wegen nicht achten konnte; ich wurde kränker, mußte mich im October legen: arbeitete doch: stand wieder auf, ward immer kränker; die Agitation dazu; alle Preußen kamen zu mir, jeder schnitt mir in's Herz. So ging's, mit tausend Ereignissen, die nur zum Erzählen sind, vermischt. So kam December; da wurde meine freundliche Wirthin heftig und gefährlich krank; ich wartete sie, selbst krank; sechs Wochen quälte ich mich mit Wirthschaft und Allem, wie du bei Grotthuß. Ich wurde immer kränker: den letzten Montag vor sechs Wochen stürzt' ich zu Bette, wo ich noch liege. — Auch nur mündlich! Wie von meinen Gebeten, Gelübden, wie sie Gott annahm und erhörte. Dir darf ich mit Gotteserlaubniß so etwas erzählen. Dieß ist meine ganze Liebe zu dir. — Offenbart sich uns des Allmächtigen Willen so hart? Amen! Er weiß es: ich bin

ganz ergeben, und denke mir wahrlich Gutes aus während unverständlichen Leiden und Schmerzen; damit auch schon jetzt für mein Bewußtsein welches daraus entstehe. Anders weiß ich Gott nicht zu dienen; mich nicht aus der Verzweiflung zu ziehen." Mit vollem Rechte konnte Rahel von sich sagen (1814): „Wenn Gott mir Menschen schickt, bei mir ist kein Athemzug, kein Pulsschlag, kein Blick verloren. Drum bin ich so außer mir, wenn mir die Nächsten fehlen. Eltern, Geschwister, Geliebte! Weil ich an Gottes reinem Altar jedes niederlegen würde; im frischen, reinen Herzen hintragen!" — Und wie lieblich und fromm quillen diese Gebetesworte hervor, welche die Betrachtung eines Unglücklichen und Trostbedürftigen dem bewegten Herzen eingibt: „Holde, milde, trostvolle Natur, nimm ihn auf in deinen unendlichen Schoß! verwehe ihm jede Menschenspur aus dem geängstigten, mißbrauchten, von ihm selbst mißbrauchten und mißverstandenen Herzen: verleibe ihn ein in dein Gesundheitsathmen, vereinige ihn mit Element und Wetter! daß er selbst gesund, durchsonnte Atmosphäre athme, einsauge, empfinde, und mit

ihr einverstanden sei, durch frei bewegten Organismus der Glieder und seines Geistes; daß er kein Verhältniß, nur ein Sein fühle, und eine frohe Welt empfinde!" Nach den gewonnenen Schlachten ist Rahels Empfindung auch zuerst gleich wieder auf das Menschliche gerichtet, und welchen Ausdruck findet sie dafür! „Friede will ich –– ruft sie aus – und jeden Sohn bei seiner Mutter; Feinde und Freunde ihre."

Schön ist auch folgende, aus ernstem und scharfem Geistesblicke zu liebevoller Güte sich hinbeugende Betrachtung (1826): „Niemand ist gnädig gegen uns, als Gott und unser Gewissen. Weil kein Anderer uns und die Weise, wie etwas in uns vorgeht, kennt. Auch wir lieben nur die, welche wir kennen; und müssen Alle lieben, die wir kennen. Gehässiges bleibt uns immer fremd; und Tadel und Haß sind nur eine gehässige Bemühung und Probe zur Liebe; die dem Leidenden sowohl, als dem thätigen Gegenstande derselben wehe thun; darum können wir nicht zart und behutsam genug damit umgehen: und wir lügen nicht, wenn wir sie verbergen, und diese Versuche so zart anstellen, als der weise

Arzt die Werkzeuge seiner Kunst gebraucht. Überhaupt thäten wir gut, einander als erst Genesende zu behandeln, da wir ja Alle erst die völlige Gesundheit des geistigen Lebens zu erstreben haben. Welches wir immer vergessen." — Auf dieses Thema kommt Rahel in den mannigfachsten Wendungen immer zurück; so in folgender Stelle (1829): „Wo zwei oder drei im Namen des Herrn versammelt sind — verheißt er — er woll' mitten unter ihnen sein. Der gute Geist ist da schon mit ihnen. Da kann schon Liebe und Gerechtigkeit wirken. Menschen gehören zusammen; um das Maß, Vernunft, anzulegen; um lieben zu können. Das Herz ist die Zunge, womit wir die Nahrung unsers Geistes gleichsam schmecken. Welche große, geistreiche Anstalt! Aus diesem Punkte her ist zu hoffen." —

Der religiöse Bezug der Milde, der höchste und innigste Antrieb des Wohlthuns, lassen sich nicht kräftiger und lieblicher ausdrücken, als in diesem seelenvollen Worte: „Der beste Wille, die höchste Pflicht, die größte Creaturenliebe wird in Anspruch genommen, wenn ein Armer das

Wort sagt: „Um Gotteswillen!“ Das solle uns immer erschüttern.“ Von diesen Antrieben der Wohlthätigkeit, von den Empfindungen der Menschenliebe, war Rahel ihr ganzes Leben hindurch erfüllt, und sie fand in dieser Fähigkeit des Antheils für Andere sogar einen Ersatz für die Gaben, die sie vermißte. So sagt sie (1829): „Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menschen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht besteht in der Einsicht, daß wir Alle von ihm herkommen und gleich sind, und gleich gut und schlecht behandelt werden sollen! Täglich bekomme ich mehr und mehr Belege dafür, ein empfindlich Herz ist eine Gottesgabe: das öffnet die Pforten dieser Einsicht; das brachte ich mit. Dieß ist aber auch mein ganzes Talent; für alle andere, die ich nicht habe. O welch Surrogat!“ — Und in demselben Sinne konnte sie späterhin (1831) demüthig und bescheiden, alles Geistreichthums vergessend, den ganzen Ausdruck ihres Wesens in den einfachen Worten finden, die sie sich zur Grabschrift erdacht; sie sollten heißen: „Gute Menschen, wenn etwas Gutes für die

Menschheit geschieht, dann gedenkt freundlich in eurer Freude auch meiner." —

Rahels Selbstverläugnung und Milde, wo es auf Thun und Leiden ankam — nicht wo es Einsicht und Beurtheilung galt, denn da war ihr strenger Wahrheitssinn unbeugsam und keiner Verläugnung oder nur Verschleierung fähig — zeigten sich am schönsten in der Art, wie sie Unrecht ertrug und vergab. Sie fühlte es tief, sie empörte sich lebhaft dagegen in ihrem dafür besonders empfindlichen Gemüthe; allein immer wählte sie lieber den eignen Nachtheil oder Schmerz, als den des Andern, nie befreite sie sich durch Härte und Bitterkeit von der, welche ihr Andere zufügten. Und jedes Unrecht, jede Härte, welche sie erlitt, sie waren in ihrer Seele ausgelöscht, so wie nur der Andere dieß wollte, nur selber sie vergaß! Sie erlebte oft Rache, sie wollte sie aber nie; niemals hat ein Mensch, bei so verwundbarem Gefühl und starkem Gedächtniß für das Erlittene, sich weniger zu rächen gesucht! Und auch darin wollte sie kein Verdienst sich beilegen, keine Tugendübung anerkannt sehen. Sie sagte vielmehr (1817): „Ich bin ohnehin

gesonnen, mich nur zum Verklagtwerden, aber nicht zum Klagen, am jüngsten Tage zu stellen! — Mißverstehen Sie mich auch nicht! Dieß geschieht nicht aus Großmuth, aber aus Überdruß: Ekel; ich mag die alten Höllengeschichten und Erinnerungsempfindungen nicht noch einmal durchgehen, auch mache ich mir aus keinem Rechtkriegen mehr etwas, was mir nicht mehr dienen kann, außer zum Recht; so hatte ich's hier auch schon; und Alles, was zu alt ist, zu lange dauert, gefällt mir nicht mehr. Also will ich mich nur stellen, wo ich's nicht vermeiden kann — und den Himmel — oder ein Künftiges — als Himmel ansehen und annehmen." — Daß sie selber dem Urtheil nicht entgehen wollte, zeigte sie ihr Leben lang, und hiebei war so sehr das gute Gewissen, als die wahre Gerechtigkeitsliebe in ihr wirksam. Ja sie wünschte die Tage des Gerichts vervielfältigt, und schrieb hierüber in höchster Beziehung die merkwürdigen Worte (1817): „Gern lasse ich mich beurtheilen; schon als Kind wünscht' ich mir oft den jüngsten Tag nah, damit alles Unrecht und Recht, was meine Seele drückte, an sein Licht käme!

An eines andern Tages Licht kommt leider nur allzu wenig die eigentliche Bewandtniß und Verwickelung menschlichen Handelns, und die Gesinnung als Triebfeder! Redlich ist's und sittenbetriebsam, wo möglich Tage herbeizurufen, die dem großen verheißenen vorgehen; und stufenweise, nach unserer Kraft und besten Einsicht, jenes allheilende Licht schon jetzt uns näher zu bringen." Denn als eine Heilung und Ausgleichung, nicht als Grimm und Strafe, erschien ihr die ewige Gerechtigkeit; nur milde und gütige Vorstellungen wollte sie in diesem Betreff hegen, und die menschenfreundlichen Zeilen eines edlen französischen Dichters:

„Il est assez puni par son sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux,"

worin ihre Denkungsart bündig ausgedrückt ist, waren ihr von jeher als Wahlspruch in's Herz geprägt, und bis in ihre letzte Lebenszeit trostvoll gegenwärtig! —

Doch konnte diese Weichheit des Herzens, diese Güte des Sinnes, diese Bescheidenheit und Selbstverläugnung, welche Rahel ununterbrochen bewies und ausübte, niemals in ihr die

falsche Demuth erzeugen, sich selbst unwürdig herabzusetzen, oder auch nur zu verkennen. Sie war, wie sie wohl wußte, des Zornes fähig; und tadelte sich allenfalls wegen zu großer Heftigkeit der Äußerung, aber nicht wegen der Gemüthsregung selbst; sie liebte vielmehr den Zorn, bei sich selber, und auch an Andern; sie sah etwas Ursprüngliches, Ehrliches und Tüchtiges in ihm, das ihr ihn werth machte. Ihr Gefühl hierin zu vertheidigen, und als ein religiöses sogar zu rechtfertigen, kommen uns die Worte eines gottseligen Lehrers zu Statten, Johann Taulers, der in seinem Werke von den Tugenden sagt: „Die Kraft zu zürnen, ist sie nur männlicher Art, ist wohl eine edle Kraft, sie beflügelt und erhebt den Geist zu erhabenen Dingen, wohin die Seele nach ihrem höhern Geistesvermögen unaufhörlich strebt." Rahel aber hatte das Hochgefühl des eignen Daseins, die freudige Selbstgenügsamkeit, welche nicht mindere Bestandtheile der wahren Frömmigkeit sind, als Demuth und Unterwerfung. Sie wußte, wer sie war, und was sie hatte; und bekannte es laut und gern mit solcher Unbefangenheit, so unpersönlich,

so zur Ehre Gottes könnte man sagen, daß wohl selten ein Mensch mit solcher Geradheit, so ohne Anmaßung und Eitelkeit, gegen Andere sein eignes Lob auszusprechen fähig und berechtigt war! Rahel konnte so unschuldig als wahr an Marwitz schreiben (1812): „Was erspähe, was erfrage ich auch Alles, was ist die Welt! Welche Schicksale! Welche stille, ungerühmte Größe, Religion im höchsten Sinn, lebt in Weibern, die ich in grasbewachsenen, vergessenen Höfen fand. — Wie ist Alles anders, als es von den berühmtest Klügsten ausgeschrieen, gedruckt, gelesen und geglaubt wird!!! Gott weiß nur die Bewandtnisse, die inneren Herzensbeweggründe; und manche von ihm herabgelassene, wahrhafte, unbetrügliche, einfache gute Menschen. Mich hat er auch dazu erwählt. Der furchtbringendste Frevel wär' es, wenn es nicht wahr wäre, und ich es sagte. Aber alle Tage werde ich frömmer und innerlicher; und reinige mich mehr." Und früher, in einem der gewaltigsten Briefe, die je geschrieben worden, an Veit (1805), wo sie nach vielem andern Großartigen, von sich selber spricht: „Welche Freundin haben Sie gewählt, gefunden und empfunden!

Ich verstehe einen Menschen, Sie ganz. Vermag es, wie doppelt organisirt ihm meine Seele zu leihen, und habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. Ich bin so einzig, als die größte Erscheinung dieser Erde. Der größte Künstler, Philosoph, oder Dichter, ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element. Im selben Rang, und gehören zusammen. Und der den Andern ausschließen wollte, schließt nur sich aus. Mir aber war das Leben angewiesen; und ich blieb im Keim, bis zu meinem Jahrhundert, und bin von außen ganz verschüttet, drum sag' ich's selbst. Damit ein Abbild die Existenz beschließt. Auch ist der Schmerz, wie ich ihn kenne, auch ein Leben; und ich denke, ich bin eins von den Gebilden, die die Menschheit werfen soll, und dann nicht mehr braucht, und nicht mehr kann. Mich kann Niemand trösten: solch weisen Mann giebt's nicht: ich bin mein Trost; nun giebt es noch das Glück! Das ist aber wie beleidigt von mir: und ich fühle auch, ich beleidige es. Das Glück definir' ich Ihnen ein andermal. So ungefähr steht's mit mir. Lebten Sie in Einer

Stadt mit mir, Sie hätten einen unendlichen Genuß! Sie können sich das ewige Erblühen meines Lebens gar nicht denken. Aber Sie müßten sich die Strenge gefallen lassen, mich nur zu sehen, wann ich will. Sterben Sie nur nicht! Das hängt ganz von Ihnen ab. Ich will mich gewiß nicht so vergessen. Ein Mensch, wie wir, kann nur aus inadvertance sterben; das fühl' ich auf's Lebhafteste. Auch giebt es eine andere Art, das Leben zu erhalten; es giebt Tropfen auf anderen Sternen, die allein hinlänglich sind, ein von Erde gesponnenes Leben zu erhalten; den Umschwung, die Nahrung des begriffenern, größern Lebens, u. s. w.!!! Sein Sie nicht ängstlich, ich bin gewöhnlich gelassener. Wenn ich aber an Menschen schreibe, geschieht es mir, daß der schwer erfüllte Horizont meiner Seele losgewittert. Himmlische Menschen lieben Gewitter. Auch ein Grund, warum ich das Schreiben scheue." — Wer so über sich zu reden vermag, der beweist eben dadurch seine Berechtigung, es zu thun. —

Ihren eignen Satz, „daß jeder Mensch ein großes Schicksal hat, der da weiß, was er für

eines hat," machte Rahel an sich selber wahr. Den Zusammenhang ihres Daseins, ihres Lebens, hatte sie tief erfaßt und stark in sich verarbeitet, zum klarsten Bewußtsein geläutert. Von den zahlreichen hierauf bezüglichen Stellen führen wir nur einige beispielsweise an, da dieser Gegenstand hier über unsre Absicht hinausgeht. In einem Briefe vom Jahre 1811 heißt es: „Nur Neigung, nur Herzenswünsche! kann ich ihnen nicht leben, bin ich dazu zu elend, zu verworfen, zu heruntergerissen und mißhandelt: so will ich sie von nun an mir ergründen und sie anbeten! Gottes starker Wille ist das im Herzen — im dunkeln, blutwogenden —, der keinen Namen bei uns hat, deßwegen täuschen wir uns, bis es todt ist. Sie haben mich gefaßter gefunden die letzten Tage. Was ist es anders, als daß ich zu meiner Neigung wieder hinabgestiegen war, über die ich mich erheben, zerstreuen wollte. Glücklich bin ich fürwahr nicht von ihr gemacht; noch sanft, noch nur menschenverständlich behandelt, und doch erhalt' ich mich nur selbst, wenn auch in herbem Zustand, wenn ich mich ihr hingebe, mich ihrer ganz erinnere, und nicht Sinnen und

Herz ihre Güter vertauschen will.“ Im Jahre 1814 aus Prag schreibt Rahel die entschiedene Wahrnehmung: „Hier hab' ich herausgegrübelt: Schicksal und Glück sind mir nicht gut; Gott und Natur lieben mich aber.“ —

Solche Betrachtungen begleiteten Rahel ihr ganzes Leben hindurch, und nur immer geläuterter, ruhiger und gottergebener wird ihr Inhalt. Sie schreibt bei Gelegenheit eines Oratoriums von Händel (1826): „Ich weinte auch da. Was thut's! — Ich bin in Weinen alt geworden. Es wird schon recht sein. Gott ist klüger als wir.“ — Am reinsten und großartigsten aber ist es, daß noch vor ihrem wirklichen Lebensende dieser Entwicklungsgang einen reifen und fruchtbaren Abschluß gewinnt. Rahel findet ihr Schicksal schon beendigt, und darüber hinauslebend und auf das Ende zurück-, wie auf den neuen Anfang vorwärtsblickend, schreibt sie (im November 1832) diese erhebenden Gedanken nieder: „Nach Beendigung unsers Schicksals haben wir gleiche Gefühle, wie vor Anfang desselben. Eine Art von vaguem neugierigem Jugenddasein, ein zum All gehöriges

Dasein. Wenn man sich nun einmal hat verlieren müssen, so ist es schön, diese kleine Seligkeit, diese zweite Jugend noch auf der Erde abzuleben, sie auch nur zu kosten. Welch ruhevolles, genußergiebiges Daseinsgefühl ist es, gleichsam nur zur Atmosphäre gehörig, mit ihr und durch sie zu leben; mit einem Geist gekrönt, der dieß betrachtet; mit einem Herzen im Busen, welches dieß allen Mitgeschöpfen verschaffen möchte! Dann ist nur Gesundheit nöthig, die uns nicht trennt von der Atmosphäre! Ich erwarte mir in aller Ewigkeit, wie Saint Martin, immer neue Offenbarungen. Wie schwer aber gelangt man zu ihnen! Wie lange bleiben sie aus! Welche Schmerzen müssen wir durchmachen! Aber ich danke für das Schimmer-Tag!" Was zunächst ihrem Sterben voranging, der schmerzliche und doch befriedigte Rückblick auf ihre ganze Lebensfügung, das nicht zu missende Unglück, das doch erblühte Glück — dieß Alles an seinem Ort umständlich Erzählte begnügen wir uns, hier nur eilig dem Leser in's Gedächtniß zu rufen. —

Wir dürfen bei Rahels Religiosität die besondre Eigenthümlichkeit nicht unerwähnt lassen, mit welcher sie von jeher der Vorstellung vom Sündenfall sich abgeneigt erwies, und dieselbe bei jedem Anlasse beharrlich bestritt. Sie sagt hierüber, in einer der vielen Stellen, einmal (1822): „Der Mensch ist noch vorwitzig über das, was er nicht weiß; rebellisch gegen das, was er nicht kennt. Er soll es aber sein: denn er ist so geschaffen. Aus Gnade und Güte, nicht aus Sündenfall. Er soll eine Persönlichkeit haben, und hat sie: Gnade, Güte, ist Existenz. In dieser uns bekannten Persönlichkeit ist uns nichts, was wir imaginiren oder wahrnehmen, gewiß, noch bleibend — also keine Garantie, die wir brauchen — so gehen wir Stufe vor Stufe nach dieser Gewißheit in uns selbst hinab, bis wir einen kleinen Punkt der wahren Unabhängigkeit entdecken, und der Gewißheit: Gewissen, das innerste Wissen, das Wollen und Thun, was wir für recht, für richtig — übereinstimmend mit dem Meisten — halten. Und unsre höchste Sittlichkeit ist wieder ein sich frei, ein sich unabhängig machen wollen. Nichts hängt von uns ab,

als dieß. Und es ist gerade umgekehrt, wie man sagt. Gott können wir uns nur mit — durch — unsere Fähigkeiten denken; was der beabsichtigte, nur mit der Intelligenz erdenken, die die größte Güte in uns legte; und unsere ahnende Vernunft kann nur vermuthen, daß noch eine höhere, erleuchtendere Aufgabe in uns aufgehen könne, als jetzt die unserer größten Sittlichkeit. Dieß ist kein Fall: sondern ein Steigen; und nicht wir stimmen mit Gott, das können wir nicht; er stimmt mit uns ein; er regiert uns, und wir müssen uns darum frei und unabhängig glauben — mühen und irren: aber ohne weitere Mährchen ergeben sein." — Ein anderesmal, da von der Begier des Menschen nach Erkenntniß die Rede war, und daß er von den verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntniß durchaus habe „fressen" wollen, fuhr Rahel mit Eifer fort: „Der Mensch ist ein Geist; der soll nicht vom Baum der Erkenntniß fressen wollen! Wovon soll er denn fressen? Das wäre noch schöner!"

Es ist offenbar, daß hier nicht sowohl die Bedeutung, nicht die geistige Thatsache,

welche dem Bilde zum Grunde liegt, als vielmehr nur das Bild abgelehnt wird. Rahel sagt in Betreff jener Thatsache selber (1827): „Alle Menschen waren dereinst Ein Mensch. Die ärgste Folge des begangenen Irrthums ist, dieß vergessen zu haben; und glauben zu müssen, wir leiden ungerecht willkürlich. Den tiefern Ursprung aber, den der Möglichkeit des Irrens, müssen wir einer höhern Einsicht anheim stellen." Daß aber jene bildliche Vorstellungsweise auch bei strenger christlicher Lehre abgelehnt werden könne, zeigt uns, neben dem Beispiele vieler Gottesgelehrten, auch das bedeutende von Hegel, dessen Übereinstimmung mit dem kirchlichen Lehrbegriff des protestantischen Lutherthums anerkannt ist, und der in seiner Religionsphilosophie sagt: „Über die Frage, wie ist das Böse in die Welt gekommen? ist uns eine alte Vorstellung, der Sündenfall, in der Bibel aufbewahrt. Diese bekannte Darstellung ist in die Form eines Mythus, einer Parabel gleichsam eingekleidet. Wenn nun das Spekulative, das Wahrhafte, so in sinnlicher Gestaltung, in der Weise vom Geschehensein dargestellt wird, so kann es nicht

fehlen, daß unpassende Züge darin vorkommen." Worauf er diese näher angiebt und beleuchtet. —

Die Wichtigkeit des Bildes wurde nur deßhalb so groß, weil man sich gewöhnt hatte, die Grundlage des Christenthums, nämlich die Wiederherstellung des Menschen, in einem buchstäblichen Zusammenhang mit jenem zu halten. Den wesentlichen Zusammenhang hält auch hier Rahel fest, und sagt unter Anderm in einem Briefe an Adam Müller (1820): „Ich möchte sagen, was ist am Ende der Mensch anders, als eine Frage! Zum Fragen, nur zum Fragen, zum ehrlich kühnen Fragen, und zum demüthigen Warten auf Antwort, ist er hier. Nicht kühn fragen, und sich schmeichelhafte Antworten geben, ist der tiefe Grund zu allem Irrthum: und ist man in diesem auch ehrlich, und irrt nur, so ist es doch Verzärtelung und Mangel an Klarheit; und bei beiden können wir nicht immer verweilen: die große allgütige Einrichtung Gottes, das wirkliche Verhalten der Dinge unter einander, und der Gedanken zu den Dingen, wird uns doch zum schwerern, demüthigern Werke mit

fortreißen. Auf solche Weise, glaub' ich, sind wir zum ganzen hiesigen Dasein gekommen. Wir mußten es durchmachen. Wie überhaupt Menschengeister lernen. Mit eigener Mühe; dabei fängt die große Mitgift, Persönlichkeit an. Dieß ist für mich „der Gedanke aller Gedanken, die Menschwerdung Gottes;" die Gnade uns eine Person werden zu lassen, und in dieser Gnade find' ich auch gleich ihren eigenen Grund; sie enthält ihre Bedingung in sich selbst." — In welcher Gestalt und Wendung aber dieser Gegenstand, aus allem dogmatischen Streit erhoben, ihr am reinsten zum Herzen drang, legen klar und schön die ihr besonders theuern Sprüche von Angelus Silesius dar, wo es heißt:

„Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibst doch ewiglich verloren."

Und ferner:

„Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht, erlösen."

Zuletzt:

„Ich sag', es hilft dir nichts, daß Christus auferstanden,
Wo du noch liegen bleibst in Sünd und Todesbanden."

Und die rührende Äußerung wenige Tage vor ihrem Hinscheiden, wo Rahel von Jesus als

einem Freund und Bruder spricht, beweiset genugsam, wie tiefverbunden und persönlich nahe sie sich dem hohen Vorbilde fühlen konnte! Wem übrigens hier das christliche Bekenntniß doch nicht buchstäblich genug ausgesprochen erschiene, den dürfen wir hinsichtlich der christlichen Frömmigkeit und des christlichen Geistes auf die Worte hinweisen, welche Schleiermacher, in den Anmerkungen zu seinen Reden, über Spinoza rechtfertigend sagt! Und schließlich muß in Betreff Rahels überhaupt die Bemerkung gelten, daß hier vom Leben die Rede ist, nicht aber von einem System, einer Wissenschaft oder Theorie! —

Daß Rahel ihr ganzes Leben hindurch von Unglück und Leiden aller Art heimgesucht worden, daß sie mit größtem Schmerz ihr Mißgeschick stets empfunden, und bitter beklagt, und auf persönliches Glück früh verzichtet, ohne darum das persönliche Leid minder herb zu fühlen, dieß hat ein kritischer Verneinungsgeist als ein Zeugniß gegen sie anführen wollen, daß ihre Frömmigkeit nicht die rechte, daß sie von dem Christenthume nicht durchdrungen gewesen sein könne, denn sonst würde sie ja glückliche

Ruhe und frohe Befriedigung gefunden haben! Ein solcher Einspruch will sich zwar das Ansehen geben, aus einer frommen und befriedigten Gesinnung zu stammen, läßt aber den Kundigen leicht erkennen, daß nur gleißnerischer Dünkel und scheinheilige Äußerlichkeit zu solcher Anschuldigung verirren und sich in solchem Fehlgehen offenbaren konnte! Wer mit ächter Frömmigkeit vertraut ist, wer sie wahrhaft besitzt und übt, der ist weit von der Anmaßung entfernt, sein irdisches Leben in Glück und Zufriedenheit durchzubringen, der weiß, daß Leiden und Kämpfe den Guten auf allen Wegen des Höchsten prüfend begleiten, und daß ihre Fülle und ihr Übermaß immer nur die Größe der Auserwählung bezeichnen, zu welcher die Seele berufen ist. Nur der Scheinheilige, der von Frömmigkeit nichts weiß, aber in ihrem Schmuck einhergehen will, kann sich stolz als Vorbild anbieten eines heiligen Zustandes, in welchem die Leiden und Schmerzen des Lebens ihm nichts anthun könnten: der Fromme weiß in seiner Demuth, daß er nur von Gnaden lebt, und daß seine Frömmigkeit ihn nicht gegen Leiden und Schmerzen schützt, im

Gegentheil ihn sie vollständig erfahren und tragen heißt; und sie wären nicht, was sie sein sollen, wenn er sie nicht als solche tief empfände, wenn er nicht nah der Verzweiflung doch immer höhern Trost und Zuversicht sich erhielte! Jener Verneinungsgeist muß nie das Beispiel, welches uns von Jesus selbst aufgestellt worden, recht bedacht haben, muß niemals die Lebensläufe der Frommen und Erweckten achtsam eingesehen haben, sonst würde ihm einleuchtend geworden sein, daß seine scheingerechte und scheinweise Voraussetzung nur seine Unkunde, seine Gleißnerei verräth! — Kein Mensch war je von Schein und Äußerlichkeit mehr entfernt, als Rahel, kein Mensch unfähiger, die Frömmigkeit zur Frömmelei zu entwürdigen! Ihre Religiosität war heiter, kräftig, unaufhörlich laut hervorbrechend, und doch meist unmerklich verhüllt, immer dem Wesen nach gegenwärtig, dem Wortgepräng entfliehend, ihre ganze Erscheinung voll himmlischen Trostes, geistiger Frische und hülfreicher Werkthätigkeit! —

Und so dürfte durch diese nähere Betrachtung und Darlegung nicht nur hinreichend erklärt sein, warum das Buch Rahel eine so religiöse Wir-

kung ausüben konnte, sondern auch die Richtung und Sphäre angedeutet, in welche dasselbe, gemäß der Entwickelungsstufe eines unsrer Zeit eigengehörigen, in den allgemeinen Weltgang tief verflochtenen religiösen Bedürfnisses, fortwährend Erweckung, Trost und Befriedigung zu bringen berufen sein kann! —

***

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Varnhagen von Ense, Karl August

Über Rahels Religiosität

Leipzig 1836

Biogr. 1193 it
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067584-2